

5)

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Der Gouverneur lächelte und sagte: „Ja, so ist nun einmal das administrative Verfahren, daran kann ich nichts ändern, wie gern ich es auch möchte. Ich kann Ihnen unter Diskretion schon jetzt sagen: Sie müssen fünf Jahre in diesem Gouvernement verbringen. Die Strafe ist so hoch bemessen, weil Sie sich hartnäckig geweigert haben, Ihre Mitschuldigen zu nennen, und außerdem oft die Beamten beleidigt haben. So sieht es in dem offiziellen Schriftstück, und damit muß ich rechnen. Aber ich bin überzeugt, daß Ihre Verwandten sich für Sie verwenden werden, um die Verbannungszeit abzukürzen. Außerdem hängt es ja auch teilweise von Ihnen ab. Vielleicht werden Sie in der Freiheit, ohne den starken Druck im Gefängnis, selbst zur Einsicht kommen, daß es besser für Sie ist, ein Gnadengesuch an unseren gütigen Kaiser zu senden, und Sie sind wieder in Petersburg. Ich kann mir ja vorstellen, wie die ganze Sache vor sich gegangen ist. Sie haben wahrscheinlich aus Gutmütigkeit irgend einem Menschen, den Sie nicht einmal gekannt haben, geholfen und müssen Ihre Gutmütigkeit büßen. Ihre Lage ist dadurch selbstverständlich verschlimmert worden, daß Sie im Jugendeifer — sagen wir zu hitzig waren. Aber wie gesagt, es schadet nichts, wenn Sie eine kurze Zeit in einem kleinen Städtchen verbringen und eine Nachkur bei uns in Archangelsk durchmachen, um sich dann wieder in das Petersburger Leben zu stürzen.“

Ich wollte den Gouverneur nicht über meine wahren Absichten aufklären, denn ich war fest entschlossen, mich von nun an ganz der Arbeit an der Befreiung des russischen Volkes zu widmen.

Den ganzen Abend verbrachte ich bei dem Gouverneur. Wir plauderten über allerhand, tauschten Erinnerungen an Petersburg, Paris und Berlin aus und sprachen von meinem Vater. Außer mir erschienen nach dem Diner noch ein paar Beamte, und ich vergaß vollkommen, daß ich weit von Petersburg sei; alles erinnerte mich lebhaft an die Salons, in denen ich früher verkehrt hatte.

Noch mehrere Tage blieb ich in Archangelsk, an denen ich fast täglich beim Gouverneur eingeladen war. Am letzten Abend sagte er zu mir: „Morgen müssen Sie reisen. Sie reisen diesmal ohne Begleitung, und wenn Sie dort angelangt sind, melden Sie sich bitte bei dem Zsprawnik. Das ist die ganze Formalität. Ich werde Ihnen ein Privat Schreiben an den Zsprawnik mitgeben, damit Sie keinen Scherereien ausgesetzt sind. Es tut mir sehr leid, daß ich Sie nicht länger hier behalten kann, aber ich muß nach dem Gesetz handeln. Meine Frau bedauert es auch sehr, denn sie hatte die Absicht, Sie für ihren Wohltätigkeitsverein zu gewinnen. Aber wir sehen uns in ein paar Monaten wieder. Ich wünsche Ihnen glückliche Reise und hoffe, daß Ihre diese kurze Zeit nicht allzu langweilig wird. Auf Wiedersehen! Glückliche Reise!“

Am nächsten Tage erledigte ich die Formalitäten, mietete mir einen Schlitten und fuhr nach Mezen.

Man konnte die Stadt eher ein Dorf nennen. Sie hat ungefähr 800 Einwohner und liegt an einer Bucht des Weißen Meeres unter dem Polarzirkel. Neugierig betrachtete ich die kleinen einstöckigen Häuser und die paar Menschen, die ich auf den Straßen traf. Ich ließ den Kutscher direkt vor das Polizeigebäude fahren und fragte nach dem Zsprawnik. „Was wünschen Sie von mir?“ fragte mich ein Beamter. Auf das Schreiben des Gouverneurs hin wurde ich sofort in das Zimmer des höchsten Polizeibeamten geführt. Ich wurde höflich begrüßt; er hatte schon aus Petersburg und Archangelsk Befehle erhalten und war auch, wie er mir sagte, von hochstehenden Personen gebeten worden, sich meiner anzunehmen. Er hatte bereits für eine passende Wohnung gesorgt und lud mich für heute zum Mittagessen ein. Doch mir war alle diese Diebenswürdigkeit nur peinlich, denn ich wollte vor den anderen Verbannten keinen Vorzug genießen. Ich war deshalb sehr reserviert und lehnte seine Einladung ab. Doch gab er mir trotzdem einen Beamten mit, der mich nach der mir zugedachten Wohnung weisen sollte.

Ich fuhr mit diesem vor einem kleinen, einstöckigen Hause vor. Drei Fenster mit rotbemalten Holzläden schauten auf die Straße, — durch die Fenster schimmerte etwas Grünes. Ueber den Hof kamen wir zu dem Eingang, wo wir mit tiefer Verbeugung von einer ältlichen Frau begrüßt wurden. Sie war die Witwe irgend eines Beamten und lebte allein mit ihrem Sohne. Ich beschloß, die Wohnung zu behalten, entließ den Kutscher, dankte dem Beamten für seine Diebenswürdigkeit und war nun allein. Mit Hilfe des Sohnes meiner Wirtin packte ich meine Bücher und einige Sachen aus, und in kurzer Zeit sah es in den Zimmern schon ganz wohllich aus.

Ich bestellte Essen, das nebenbei gesagt, nicht schlechter war, als die Privatkost im Gefängnis, und machte dann einen Spaziergang durch die Stadt. Ein fürchtbares Gefühl der Einsamkeit überkam mich. Also in diesem Nest sollte ich fünf Jahre zubringen! — Die Vergünstigung, vielleicht in ein paar Monaten schon nach Archangelsk übergeführt zu werden, anzunehmen, hatte ich keine Lust, denn ich lehnte mich nicht besonders danach, im ständigen Verkehr mit dem Gouverneur und möglicherweise als Sekretär, irgend eines Wohltätigkeitsvereins unter dem Protektorat seiner Frau zu leben. Besser schon hier. Ich werde arbeiten, werde mir Bücher kommen lassen und mich besser für mein Lebensziel, das ich nun ja klar erkannt hatte, vorbereiten.

Am nächsten Tage ging ich in das Polizeibureau und fragte, ob noch andere Verbannte hier seien. Da erschien der Zsprawnik, begrüßte mich sehr freundlich, fast zu freundlich, — fragte mich, wie ich die erste Nacht verbracht habe, und was mein Wunsch sei. „Ich habe schon den Herrn gebeten, mir die Adressen der anderen Verbannten zu geben.“ — „Aber warum, wollen Sie denn solche Bekanntschaften machen? Die passen doch gar nicht zu Ihnen! Es sind ungebildete Leute, Arbeiter, Studenten, überhaupt Paas.“ — „Ich möchte aber meine Leidensgefährten doch kennen lernen und bin Mannes genug, mir selbst ein Urteil bilden zu können.“ „Wie Sie wünschen,“ antwortete der Zsprawnik lächelnd, „dieser Herr wird Ihnen die Adressen geben, obwohl wir ja nicht dazu verpflichtet sind.“

Ich erhielt eine Liste, in die der Beamte nicht bloß Namen und Wohnung der Verbannten aufgezeichnet hatte, sondern auch ihren Stand. Am Nachmittag ging ich dann aufs Geradwohl nach einer der bezeichneten Wohnungen, fragte nach Herrn Kadeschkin und wurde in ein Zimmer geführt, in dem sich mehrere Personen befanden. „Könnte ich vielleicht Herrn Kadeschkin sprechen?“ — Ein ziemlich hochgewachsener Mann mit schwarzem Bart und schönen dunklen Augen trat auf mich zu und sagte: „Ich bin es. Was wünschen Sie?“ — Ich nannte meinen Namen, ohne den Titel hinzuzufügen, und erklärte, ich sei auf fünf Jahre hierher verbannt und wolle mich mit meinen Leidensgenossen bekannt machen. Ich wurde aufgefordert, meinen Pelz abzulegen und Platz zu nehmen, wurde den anderen Leuten, die dort waren, vorgestellt, und es entspann sich ein ziemlich reges Gespräch.

Man fragte mich, wo ich verhaftet worden sei, in welchem Gefängnis, wie lange ich gefessen habe und wessen man mich beschuldige. Ich gab Auskunft, worauf einer der Herren bemerkte: „Das ist nicht viel. Aber man hat Sie wahrscheinlich so streng bestraft, weil Sie sich gegenüber den Gendarmen nicht anständig benommen haben. Ihre politischen Ueberzeugungen sind noch ziemlich unklar, und die Zeit wird erst lehren, was aus Ihnen wird. Wollen Sie die ganze Zeit hier verleben? Uebrigens ist das eine voreilige Frage. Wir werden ja sehen, ob Sie es hier so lange aushalten können. Wenn Ihnen die Sache zu schlecht bekommt, reichen Sie vielleicht doch ein Gnadengesuch ein!“

Das war nicht besonders aufmunternd, und ich sagte in ziemlich scharfem Ton: „Wenn meine politischen Ueberzeugungen auch nicht so klar sind, wie die Ihrigen, so haben Sie doch keinen Grund, mir zu misstrauen. Ich bin zu Ihnen gekommen, um Gedanken mit Ihnen auszutauschen, und wollte Ihnen meine Bücher anbieten; Sie aber zeigen sich so ablehnend und meinen am Ende gar, ich sei ein Schuft.“

Der Herr antwortete: „So schlimm war es nicht gemeint. Aber Sie müssen wissen, daß hier verschiedene Sorten

Verbännter Herkommen, und wir haben die Gewohnheit, nicht gleich bei der ersten Bekanntschaft Freundschaft fürs ganze Leben zu schließen. Man muß die Menschen erst kennen lernen. Mit wem waren Sie denn in Petersburg bekannt?" — Ich nannte Popoff und merkte, daß einige ihn kannten. Nadeschdin fragte mich: „Wo ist jetzt Popoff? Wie geht es ihm? Er ist ein guter Kamerad und ein tüchtiger Arbeiter. Ich kenne ihn gut, und die Freundschaft mit ihm dient Ihnen nur zur Empfehlung. Aber wir wollen doch nicht so auf dem Trocknen sitzen! Wollen Sie nicht ein Glas Tee mit uns trinken?" Ich danke und blieb bis zum Abend dort. Während des Gesprächs fragte mich einer: „Heißen Sie einfach — oder haben Sie noch einen Titel?" „Ja, ich habe einen Titel." — „Nun, Sie sind ja nicht der erste Aristokrat, der in den Reihen der Revolutionäre kämpft. Wo haben Sie studiert?" „Ich war in der Rechtsschule." — „Doch! Das ist ein weiterer Sprung, denn aus dieser Schule gehen ja meistens nur Lumpen hervor.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Berliner Kunstsalons.

Von Ernst Schur.

Im Kunstsalon Cassirer wird uns eine interessante Uebersicht über das Schaffen eines Landschafters geboten, — der zu den besten modernen Künstlern Frankreichs zu zählen ist: Camille Pissarro. Für ihn existiert nur die Landschaft; er studiert ihre wechselnden Reize mit einer verblüffenden Genauigkeit, ohne die Schönheit dabei zu vergessen. Ein paar frühe Landschaften in glattem, breitem Ton mit reichlicher Verwendung von Grün zeigen, von wo Pissarro herkam, von den sogenannten Meistern von Barbizon, einer Kolonie von Malern, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem genannten Ort unfern Paris eine neue, schlichte Malerei pflegten, die von dem historisch-allegorischen Pathos der üblichen Kunst bezeichnend abstach. Die Natur war ihr Vorbild. Ihre technischen Muster suchten sie bei den Holländern, deren einfache, stimmungsvolle Landschaften noch jetzt ihren Reiz ausüben. Pissarro malte zuerst ebensolche schlichten, stimmungsvollen Naturausschnitte. Dann kam die neue Lehre des Freilichts, des Impressionismus. Die Natur wurde nicht empfunden, sondern beobachtet. Nicht Empfindungen sollten gegeben werden, sondern Beobachtungen registriert werden. Es trat ein sozusagen naturwissenschaftlicher Einfluß an die Maler heran. Sie studierten die Natur und besonders die jeweiligen, wechselnden Luft- und Lichterscheinungen. Diese mit allem Reiz des Moments, mit der ganzen prickelnden Wahrheit und Treue der unmittelbaren Erscheinung zu geben, dahin ging der künstlerische Ehrgeiz. Pissarro hat sich diesem Lichtstudium mit Begeisterung hingegeben. Auf seinen Bildern flimmert das sonnigste Licht in warmer Schönheit. Dabei weiß er stets sein Temperament zu zügeln. Sein Werk behält den Bildcharakter. Die Gegenstände sind bei aller Willkür des Ausschnitts malerisch abgewogen. Wie fein sind die Massen verteilt auf dem Farblich, bei dem der breite Weg zu dem breiten Grün der Bäume und Büsche ein so malerisches Gegengewicht bildet und das Grau dieses Weges so fein und harmonisch übergeht in das warme, graublühende Grün der Bäume und Büsche. Mit welchem fabelhaften Geschmac sind die Menschen in ihren bunten Toiletten hineingefügt, so daß das Ganze ein Naturausschnitt zwar bleibt, aber künstlerisch doch ein wohl-abgemessenes, bewußt malerisches Werk ist.

In einer späteren Periode malte Pissarro noch leichter, lockerer. Er löste den atmosphärischen Eindruck noch mehr auf. Man wird vielleicht den Einfluß des sogenannten Pointillismus, der inzwischen aufgenommen war, der den Lichteindruck in farbige Einzelpunkte auflöste, hier verspüren. In dieser die farbige Erscheinung in kleine Striche und Punkte zerlegenden Manier hat Pissarro hauptsächlich Herbstbilder gemalt. Und er hat dabei jene stimmende, helle Schönheit des Herbstes, der in allen Farben brilliert, wundervoll getroffen. Die graue Luft, das helle Gelb und Braun des Laubes, die schwarzen Zweige, all das ist mit großer Kühnheit und Leichtigkeit gemalt. Die Luft ist hier in den feinsten Abstufungen getroffen. Auch Winterstimmungen gelangen dem Künstler in derselben vollendeten Weise. Trotdem alles flimmert und virtuos aufgelöst ist, bleibt doch der einheitliche Natureindruck bestehen. Und die leichte Schönheit der klaren Herbst- und Winterluft kommt reich in allen Farben zum Ausdruck.

Eine sehr sehenswerte Ausstellung des gesamten graphischen Wertes von Mag Klinger veranstaltet die Kunsthandlung Amster u. Ruyhardt bei freiem Eintritt. Diese Ausstellung ist interessant, weil man das ganze Werk nebeneinander sieht und manches trifft, was neu erscheint. Und da Klingers eigenstes Gebiet die Graphik war, so erhalten wir damit einen Ueberblick über das eigentliche Schaffen des Künstlers.

Zuerst begegnen wir den antiken Geist gehaltenen Umrahmungen zu griechischen Erzählungen. Sie haben im Figurelichen eine spielende Grazie und sind reich im Ornamentalen. Namentlich die Landschaften haben eine schöne, freie Unendlichkeit. Es sind Phantasielands-

schaften, und die Menschen, die da hineingefügt sind, sind mit Leben erfüllte antike Plastiken. Das Inhabliche drängt sich stark in den Vordergrund, das Formale ist nicht so entscheidend vorhanden. Aber eine gewisse Schönheitstrunkene Gebärde gibt dem Ganzen eine vollendete Harmonie.

Eine Reihe Exlibris (Buchzeichen) sind grazios in der Linie, leicht in den Tönen. Es sind Radierungen, deren künstlerischer Wert in der phantasievollen Erfindung, in der feinen Linienführung liegt. Dann kommen Porträts und Altzeichnungen. Hier merkt man das Versuchen und Probieren in der Technik. Bald ist der Schwarzweiß-Eindruck flüchtig, glatt, bald huscht auf dunklem Grunde die Linie leicht wie eine silberne Spur dahin. Hier merkt man, wie sehr es die Form ist, die Klinger interessiert, und weniger das Malerische.

Der Zyklus „Der Handschuh“, den ein Herr beim Laufen in der Rollschuhbahn findet, hat in seiner lebendigen Laune, in der Mischung von Wirklichkeit und Traum viel Reiz. Das uns so veraltet anmutende Kostüm jener Zeit erinnert an die Tracht der Damen auf den französischen Bildern eines Manet.

Dann tritt Goyas Einfluß zutage. Aus dem temperamentvollen Wirklichkeitsbetrachter wird — in dem Zyklus „Ein Leben“ — der sozialkritische Ergründer, der Fragen aufwirft. Er sieht die Not des Lebens. Er gibt weibliche Gestalten von der Straße, die sich dunkel von dunklem Grunde abheben. Es ist etwas Düsteres in diesen Blättern.

Noch energischer tritt Klinger ins Leben hinein mit dem Zyklus „Dramen“. Blätter wie „Ein Schritt“, „Eine Mutter“ sind von eindringlicher Kraft der Wirklichkeit. Düstere Gassen, winkelige Höfe, Hinterhäuser. Die drei Blätter „Märztage“, die die aufgeregte Volksmenge in den Straßen, dann das Feuer auf den Barrakaden und schließlich die dunkle Chaussee zeigen, auf der die Gefangenen unter Bedeckung geführt werden, können um der Kraft und Schärfe der Darstellung willen niemals ihre Bedeutung verlieren. In Käthe Kollwitz hat dieser Einfluß nachgewirkt.

Nach dieser Konzentration schuf Klinger eine ganze Reihe Einzelblätter; die jeweilig den Einfluß von Bödin (im Landschaftlichen), den Einfluß der Japaner (im aparten Ausschnitt, im feinen Spiel der Linien), der Franzosen zeigen. Immer ist der Gedanke Form geworden. Eine seltene Beherrschung kennzeichnet diesen Künstler, der die markanten Eigenschaften der deutschen Künstler besitzt. Die Linie interessiert ihn mehr als die Farbe, die Form mehr als das Licht, der Gedanke mehr als die Beobachtung. Sinnend geht er durch diese Welt. Obgleich er zum Leben hindrängt, sieht er doch nie mitten darin. Er reflektiert. Er hat etwas von einem ehrlichen Handwerker, und weniger erinnert er an einen leichtlebigen, genießenden Künstler. Typisch beginnt er mit der Griechenbegeisterung; an der Hand der griechischen Kunst tritt er in das Leben ein, nähert sich immer mehr der Gegenwart, zu der er aber nie ein unmittelbares Verhältnis gewinnt. Vielleicht deshalb nicht, weil die Kunst der Verhältnisse ihn unabhängig machte. Diesem Griechentum blieb er immer treu. Es gab ihm das strenge formale Empfinden. Und so taucht nach dem Intermezzo der genannten Zyklen wieder zum Schluß Griechentum in seinen Entwürfen auf. Am interessantesten sind die Blätter, in denen er tief sinnend das moderne Leben betrachtet, die Zyklen. Formal am freiesten und feinsten sind die Arbeiten, in denen die Vorliebe für das Griechentum künstlerisch eine selbständige Form gewonnen hat, wo er freie Erfindungen gibt, während in den ersten Blättern das Griechentum mehr äußerlich vorhanden ist, Klinger Schüler bleibt. Die „Brahms-Sinfonie“ gibt wieder mehr eine innerlich ergriffene Stimmung, Bistonen, geboren aus dem Geist der Musik. Alles in allem verläßt man die Ausstellung mit dem Gefühl der Achtung vor dem Reichtum dieser Phantasie, der Kraft der Gestaltung, der Tiefe der Ideen. Freilich zuweilen mischt sich das Gefühl hinein, daß das Leben hierbei zu kurz gekommen ist, das eine solche Kraft gerade hätte händigen können, daß die Reflexion überwiegt und daß schließlich Entwickelungen uns von diesen Auffassungen trennen. Wir ehren dieses Können und Wollen, das sich hätte befreien können, doch es vorzog, sich selbst zu betonen und sich dabei in Fesseln zu verstricken. Er gewann nicht das freie Land. Klinger befreite sich nicht von sich selbst. Aber selbst in seinen Fehlern und Mängeln hat er die Größe des Ernstes und der ehrlichen Ueberzeugung und was wir daraus entnehmen, geht nicht gegen seine Kunst, sondern konstatiert nur die Tatsache, daß er eben einer anderen Zeit angehört.

Im Künstlerhaus ist eine Kollektion von Werken süddeutscher Maler ausgestellt, die ein recht gutes Bild von dem Wesen dieser Kunst geben. Ein besonderer Charakter des künstlerischen Schaffens tritt uns hier entgegen, der dem, was wir hier in Berlin als moderne Art getohnt sind, entgegengesetzt ist. Es tritt eine Verwandtschaft mit den alten deutschen Meistern zutage, die nicht in äußerlichen Nachahmungen, sondern im gleichen Wesen ihren Grund hat. War doch diese alte, deutsche Kunst am Rheine zu Hause. Das impressionistische Bild tritt in den Hintergrund. Form und Linie herrschen vor und eine feste Anschauung prägt das gesehene Motiv, den Naturausschnitt, zum Bilde. Die Technik ist gründlich und solide und geht keinen Schwierigkeiten schüchtern aus dem Wege. Es steckt eine unermüdete Arbeit darin, eine Arbeit, die in jedem Teile eine sichere Wirkung erprobt und während langer Stunden nicht erlahmt. Man hat diese Art als

altmodisch hinstellen wollen, aber sie ist nur da, wo sie äußerlich das Alte nachahmt, zu verwerfen. Es läßt sich wohl denken, daß neue Künstler damit Neues schaffen können und die alte Manier wird in ihren Händen eine moderne Prägung erfahren.

Speziell hervorzuheben ist als Porträt ein Selbstbildnis von Hau e i e n, das in seiner bestimmten, festen Art sehr wohlthuend wirkt. Vor einer Landschaft, einem Garten, der Künstler, bis zur Brust sichtbar. Neben dem Kopf Zweige, die von einem Baum herunterhängen. Der Künstler in Hemdsärmeln, ein junges Gesicht, eher einem Gärtner, als einem Maler ähnlich. Es ist nicht das Treuherzige daran, was fesselt, sondern die bewußte Uebersetzung eines momentanen Eindrucks in eine bildmäßige Wirkung, bei der alles bedacht und geregelt und mit Abwägung aller künstlerischen Erfordernisse und Bedingungen gegeben ist, so daß das Ganze ein reifes Werk wurde, nicht eine momentane Skizze, mit all dem Ueberfluß und den Zufälligkeiten. Dieselbe Art zeigt ein großes Landschaftsbild von V o l l m a n n. Eine Wiese. Graue Wolken am Himmel. Trübes Licht. Auf der Wiese ist jeder Halm sichtbar. Tausend weiße Blumen blühen da und jede ist mit Liebe gemalt. Dieses Genaue ist aber beabsichtigt, es kommt dadurch der Natureindruck heraus. Die Blumen sehen aus wie kleine Lebewesen, eine Welt für sich. Diese Berücksichtigung des Kleinen und Kleinsten wirkt bei der Größe des Bildes besonders einbringlich. Von T h o m a ist ebenso eine kleine Landschaft zu erwähnen. Aker. Abendlicht. Die kleinen, dicken Wolken, die am blauen, dunklen Abendhimmel schweben, goldumrandert von dem letzten, aufstrahlenden Licht. Die Felder dunkeln. Ein eigentümliches, intensiv gelbes Licht, der Schein der Abendsonne, liegt über dem Aker, dessen dunkle Massen schon unsichtbar werden. Und die Gestalten einiger Feldarbeiter sind nur noch unsicher zu sehen. Ein Bild von vollendeter Einheit, Kraft und Schönheit.

Auch von dem Doppelporträt von S t e i n h a u s e n muß man reden, dessen feiner Linienfluß, dessen melancholische Farben einen neuartigen Freskostil ahnen lassen. Es ist nicht Empfindsamkeit, die dieses Bild so matt tönt und die Farben so elegisch stimmt, es ist bewußte Arbeit, Stillempfinden darin.

So sehen wir in dieser Auswahl charakteristische Aeußerungen einer besonderen, kraftvollen Kunstanschauung.

Kleines feuilleton.

Der Reinfall. „Schade um jeden Pfennig, den man für den Verband hinschmeißt.“ Also sprach Herr Klugschnad, Heimarbeiter der Portefeulle-Industrie, ergriff sein Mitgliedsbuch und, ritisch, ratsch, riß er es entzwei. „Sol!“ sagte er dann befriedigt, „na, die sollen mir noch mal kommen!“ Dann ging er aus, Arbeit zu suchen. Und richtig, er hatte Glück. Schon der erste Fabrikant, bei dem er anknöpfte, gab ihm Arbeit. Allerdings war es Hausarbeit, aber gerade das war unserem Klugschnad recht, da hörte man doch wenigstens von dem ganzen Schwindel nichts mehr.

Wie er aber nachmittags sich seine Probearbeit abholen will, was passiert ihm da? Da trifft er richtig einen anderen Arbeiter, der ihn sofort nach seiner Verbandzugehörigkeit fragt, und als er hört, daß er nicht mehr drin ist, ihn sofort anleilt, ob er nicht wieder eintreten wolle. „Neel“ antwortet unser Klugschnad ganz trocken. Der andere staunt. „Warum denn nicht?“ — „Weil ich mein Geld zu was Besserm brauchen kann.“

Darüber staunt der andere noch mehr. Und dann legt mein Klugschnad los, daß der Verband immer bloß Geld und nichts als Geld haben wolle. Aber Vorteile, wirkliche Vorteile, kein Gedankel! Das was der Verband heute leierte, lieber Gott, das könne man auch erzielen, wenn man in keinem Verband sei.

Vergebens macht der andere Einwendungen, sucht den Abtrünnigen zurückzubringen. Umsonst. Endlich meint er resigniert: „Na, Sie werden ja sehen, wohin Sie mit den Ansichten kommen.“ Und prompt gibt Klugschnad zurück: „Weiter als mit Ihrem Verband!“ — „Na, wer weiß!“ antwortete der andere und geht ab. Und unser Klugschnad lebt von jetzt ab heiter und zufrieden, auch ohne Verband.

Gewiß, er muß sich sehr schwer quälen, muß oft bis Mitternacht arbeiten, wenn andere längst, längst schlafen, denn die Preise sind sehr schlecht. Aber er ist ja gesund. Und sein Chef ist mit seiner Arbeit auch ganz zufrieden. Das ist doch auch viel wert! Kurz, unserem Heimarbeiter ging es so la, la. Vom Verband aber hörte er gar nichts mehr. Zu ihm kam niemand, und er selbst kümmerte sich auch nicht darum. Nur einmal las er noch von einer Verbandsversammlung wegen einer Lohnbewegung. Es mußte also doch etwas im Gange sein. Auch sein Chef fragte ihn einmal danach. Aber Klugschnad sagte ihm kurz und rund heraus seine Meinung darüber.

Dem Chef schien das auch einzuleuchten, er sprach ihm seinen Weisfall aus und gab ihm sogar eine Zigarre. Na, das freute unseren Klugschnad denn nun mächtig, denn er rauchte eigentlich nicht, wegen der Geldkosten. Aber was das schönste war, er bekam jetzt zweimal so viel Arbeit wie zuvor. Ja, der Chef ging sogar noch weiter. Klugschnad durfte von jetzt an im Kontor selbst abgeliefern. Dadurch fühlte er sich natürlich ganz ungeheuer gebumfiedelt. Der Alte war doch wirklich ein netter Mensch! Und so human gegen seine Arbeiter! Wozu brauchte man da noch einen

Verband? Das Geld aber, das er sonst an den Verband gezahlt hatte, das sparte er sich nun. Und es wuchs und wuchs und mit ihm Klugschnads Freude an seinen Erparnissen.

So lebte er ganz für sich allein in der großen Stadt, ohne Anhang, ohne Zusammenhang mit seinen Kollegen, wie auf einer einsamen Insel; und doch fühlte er sich glücklich dabei. Bis auch für ihn der Tag von Damastus kam, und aus dem Saulus ein Paulus wurde.

Und das ging so zu.

Eines Tages bekam Klugschnad eine Einladung vom Verband zu einer Werkstubenbesprechung. Natürlich flog die sogleich in den Müllkasten. Schon hatte er die Karte vergeffen, da kommt zu seinem großen Staunen eines Tages ein Verbandsmensch zu ihm. Kaum hatte Klugschnad gehört, was der eigentlich von ihm will, da denkt er auch schon bei sich: „Na warte, Dich will ich heimleuchten!“ Dann fragt er den Ankömmling: „Warum soll ich denn in den Verband eintreten?“

„Warum?“ Der Gast sieht ihn groß an.

„Ja, warum? Man hat doch nichts davon!“

„Man hat nichts davon?“ Der andere sieht ihn noch viel größer an.

„Ja,“ fährt Klugschnad fort, „früher war ich drin, aber ich habe eingesehen, daß man bloß sein Geld los wird. Jetzt spare ich mir das Geld.“

So, denkt er bei sich, der ist geschlagen.

Aber der andere antwortet ganz ruhig: „Ja, aber woher haben Sie's denn, doch bloß daher, daß Sie jetzt 5 Proz. mehr bekommen und dann noch die Prozentzuschläge fürs Material.“

„Fünf Prozent? Welche fünf Prozent?“ Klugschnad stutzt.

„Na, die fünf Prozent, die Sie laut Tarif für jedes Gros mehr kriegen.“ — „Ich kriege keine fünf Prozent.“ — Jetzt stutzt der andere.

„Was? Sie kriegen sie nicht? Das haben wir doch bei der letzten Lohnbewegung ausgemacht. Und bekommen Sie denn keine Vergütung für das Material?“ — „Nein, ich bekomme überhaupt nichts. Ich weiß auch von gar nichts.“ — „Na, haben Sie denn nichts gehört von der letzten Lohnbewegung?“ — „Nein.“ — „Ja, wenn Sie sich um so was auch nicht kümmern.“ — „Na, von Rechts wegen müßte das doch der Chef sagen.“

„Der?“ Jetzt lacht der andere, „der wird sich hüten. Der sorgt für sich, und Sie müssen auch für sich sorgen.“

„Und wie lange geht denn der Zuschlag schon?“ fragt jetzt sehr gespannt Klugschnad.

„Nun, seit Januar.“

„Seit Januar schon? Das sind ja beinahe schon 50 Wochen. Und davon weiß man nichts. Es ist doch eine Gemeinheit.“ Klugschnad ist wütend.

Aber der andere lacht: „Sehen Sie, das kommt davon, wenn man so sparsam ist!“ Dann aber fragt er mitleidig: „Was kriegen Sie denn sonst für Ihre Sachen?“ Sofort gibt ihm Klugschnad Auskunft, und da erfährt er dann — er denkt, er soll aus der Haut fahren — daß gerade bei den Sachen, die er macht, noch extra aufgeschlagen sei, und zwar um fünf bis zehn Prozent. Und gerade die Sachen, die er am meisten gekriegt hatte, die hatten den höchsten Zuschlag.

Ach, die Wut! Sich so abarbeiten müssen, oft bis in die Nacht hinein! Und alles so sauber gearbeitet! Und dann betrügt ihn so ein Schuft von Fabrikant noch um sein Geld! Es ist schandbar, einfach schandbar.

Aber der andere lacht bloß: „Ja, geschieht Ihnen ganz recht! Warum kümmern Sie sich um nichts! Die anderen haben sich um ihre Interessen gekümmert, und sie haben auch was davon. Sie haben schon gespart, aber nicht für sich, sondern für Ihren Fabrikanten.“

„Ja,“ sagt Klugschnad ganz betreten, „das war ein böser Reinfall.“

Und Klugschnad wurde wieder Verbandsmitglied. E. K.

Verkehrswesen.

Neue Alpenbahnen. Ueber den Plan einer Splügen-Eisenbahn, die von Chur nach Chiavenna führen soll, wo die Eisenbahn vom Comersee aus bisher ihr Ende erreicht, veröffentlicht der „Mouvement Geographique“ einige mehr ausführliche Mitteilungen, als sie bisher in die Oeffentlichkeit gedrungen waren. Bekanntlich ist der Kanton Graubünden bei den Mitgliedern des Schweizer Bundesrates wegen der Konzeßion dieser Eisenbahnlinie vorstellig geworden. Die beabsichtigte Linie würde eine Gesamtlänge von nur 83 Kilometern haben, wovon aber 26,13 Kilometer auf den großen Tunnel unterhalb des Splügen-Passes entfallen müßten, davon fast 14 Kilometer auf schweizerisches Gebiet. Das Maximum des Gefälles der Bahn ist auf 26 v. H., die stärkste Kurve auf 300 Meter Radius festgesetzt worden. Die ganze Strecke würde einleisig mit drei Ausweichstellen im Tunnel gebaut werden. Die Kosten werden auf 124,2 Millionen Frank (rund 100 Millionen Mark) eingeschätzt, die Dauer der Arbeit auf 8 Jahre veranschlagt. Die Bedeutung der Linie ist darin zu erblicken, daß östlich vom Gotthard eine eigene Verbindung zwischen dem südlichen Deutschland und dem Po-Tal und ein außerordentlich abgekürzter Verbindungsweg mit Mailand geschaffen werden würde. Danach wäre zu erwarten, daß der Gotthardbahn dadurch eine sehr starke Konkurrenz geschaffen werden würde, und man würde wohl in den

Reifen des Schweizerischen Bundesrats manches Bedenken gegen die Bewilligung der Konzession vorbringen. Ein anderer Tunnelplan ist mittlerweile im Vorland der Alpen, nämlich im Schweizerischen Jura, zur Ausführung gekommen. Es ist der Weissenstein-Tunnel auf der Linie zwischen Münster im Jura und Solothurn. Bisher führte die von Basel ausgehende Bahn nur bis Münster quer ins Juragebirge hinein, dann aber weiter im Längstal der Wirs bis Chaux de Fonds und Le Locle, um gleich hinter der letzteren Stadt auf französisches Gebiet überzutreten. Eine Zweiglinie dieser Bahn führt nach Biel, am gleichnamigen See und am Fluß des Schweizer Jura gelegen. Dagegen war die Verbindung zwischen Münster und dem in der Luftlinie kaum mehr als 25 Kilometer entfernten Solothurn recht schwierig und nur auf großen Umwegen erreichbar, weil sich dem Straßenbau der mächtige Kalksteinriegel des Weissenstein, der höchsten Kette des Schweizerischen Jura, entgegenstellte. Der Weissenstein-Tunnel, der im vorigen Herbst vollendet worden ist, hat eine Länge von 3656 Metern und ist demnach der längste des Jura mit Ausnahme des Credo-Tunnels, der 3900 Meter mißt. Bei weitem übertroffen werden diese beiden Tunnels freilich nach der Vollendung des geplanten Mont d'Or-Tunnels sein, der nach Frasne im französischen Département des Doubs nach Vallorbe führen und eine Länge von 6400 Metern erhalten soll. Bezüglich des Weissenstein-Tunnels macht Girardin in den „Annalen der Geographie“ noch einige Mitteilungen vom Standpunkt des geographischen Fachmannes, indem er zunächst darauf hinweist, daß weder der Gebirgsbau noch die talbildende Arbeit der Flüsse einer Eisenbahnlinie in der Gegend des Weissensteins vorgeeignet haben. Der natürliche Übergang liegt vielmehr weiter östlich, wo er auch tatsächlich zuerst von der Eisenbahn in Besitz genommen worden ist, nämlich in der Linie von Olten, wo der Tunnel durch den Hauenstein noch immerhin 2700 Meter beansprucht hat. Der neue Weissenstein-Tunnel erreicht nur eine Maximalhöhe von 726 Metern über dem Meerespiegel. Der Bau ist übrigens durch Einbrüche von Wassermassen zeitweise ziemlich ernstlich behindert gewesen. Die Stadt Solothurn aber wird von der neuen Eisenbahn einen ungewöhnlich großen Nutzen haben und in einen wirklichen Wettbewerb mit Biel und Neuchâtel treten. Es ist wohl auch fraglich, ob der Plan, den Weg über den Jura noch weiter abzukürzen, durch Durchbohrung der Grauer-Kette von Münster nach Grenchen, jetzt noch zur Ausführung kommen wird, da er gegenüber dem Weissenstein-Tunnel nur noch geringe Vorteile bieten würde.

— Eine Bahn auf die Zugspitze. Nach dem Vorbild der Schweiz und Tirols soll nun auch das oberbayerische Hochgebirge Bergbahnen erhalten. Der Wendelstein, der bayerische Nigig genannt, fühlt schon Jahrabshienen auf seinem Körper und auch allem Anschein nach der Zugspitze, des Reiches höchster Gipfel, 2967 Meter hoch am Westab des gewaltigen Wettersteingebirges gelegen, ist der Tag nicht mehr fern, da ihre stolze, eberne und eisige Natur durch die Lebnis des Menschengeistes bezwungen ist. In Garmisch-Partenkirchen, dem Dorado des bayerischen Alpenalpinismus, dem Zentrum der Fremdenindustrie, hat sich ein Zugspitzbahnanstalt gegründet, das für den Bau der ersten deutschen Hochgebirgsbahn Stimmung machen will. Auch soll im bayerischen Landtag die Angelegenheit ernstlich betrieben und die staatliche Ausführung der für die Entwicklung der Alpinistik hochwichtigen Bergbahn gefordert werden. Die projektierte Bahn soll sich in eine schmalspurige Talbahn und in die eigentliche als Drahtseilbahn gedachte Bergbahn auf dem Felsmassiv oberhalb des Eibsees scheiden. Die Talbahn soll unter Einschaltung einer Haltestelle für die neuerkloffene großartige Höllentalklamm nach Obergarnau, von dort zum Eibsee in 1020 Meter Höhe geführt werden. Dort beginnt die eigentliche Bergbahn. Die Fahrpreise sollen sehr billig werden, bis zum Gipfel der Zugspitze 7,20 M., retour 11,50 M. Da die schönsten Aufstiegsrouten der Zugspitze, die jährlich 4—5000 Menschen auf ihrem Gipfel sieht, nämlich die von Ehrwald und durchs Höllental von der Bahn unberührt bleiben, werden auch die Alpinisten mit dem Projekt sich befreunden können.

Technisches.

Der Elektro-Ingenieur-Kalender Girsch-Willing ist im Verlage von Oskar Coblenz, Berlin, zum siebenten Male erschienen. Das Buch hat dadurch seine Existenzberechtigung erwiesen. Einzelne Abschnitte sind vermehrt worden, so z. B. der wertvollste Teil des Buches, die Angaben über den Kraftverbrauch und die Leistung der Arbeitsmaschinen. Es ist nur zu wünschen, daß die Herausgeber diesem Teil des Kalenders, der in der Fachliteratur nahezu einzig dasteht und der für den projektierenden Ingenieur sowie den Installateur sehr brauchbar ist, ihre volle Aufmerksamkeit auch ferner widmen. Hingegen erscheinen uns die Angaben über elektrische Bahnen zumindest in der verhältnismäßigen Ausführlichkeit überflüssig. Bei den Kraftmaschinen sind zwar die nur selten für Dynamoantrieb benutzten Leuchtgasmotoren behandelt, hingegen fehlen Angaben über Diesel- und Läufer-Motoren gänzlich. Von großem, praktischem Wert ist die Zusammenstellung von Störungen an elektrischen Maschinen sowie die Angabe der Mittel zur Abhilfe. Auch die Angaben über Betriebskosten und die Aufführung verschiedener für den Elektriker

wichtiger Gesetze und Bestimmungen, unter denen sich sogar die Gerichts- und Anwaltskosten finden, sind oft zweckdienlich. Die äußere Ausstattung des Buches ist gefällig und praktisch, der Preis, 2,50 M., verhältnismäßig niedrig.

Messen mit Hilfe von Elektrizität. In Nebraska (Vereinigte Staaten von Amerika) will man in einer staatlichen Versuchsanstalt eine Anzahl elektrisch betriebener Melkmaschinen eingehend untersuchen. Da für den Betrieb dieser Musterfarm genaue statistische Daten für die letzten zehn Jahre vorliegen, so hofft man, gute und ausreichende Vergleiche gegenüber dem Handbetrieb ziehen zu können. Der Strom wird von einem Dynamo entnommen. Melkmaschinen sollen auch bereits seit drei Jahren mit gutem Erfolge in Neu-Seeland elektrisch angetrieben werden. Es kann dadurch die Elektrizität in der Landwirtschaft, die schon beim Pflügen, Dreschen usw. Verwendung findet, auch im Stall in Gestalt motorischer Kraft Einzug halten.

Notizen.

— Hermann Heijermans' dreiaktiges Schauspiel „Alle seelen“, die nächste Novität des Kleinen Theaters, wird an Dienstag, den 12. d. Mis., zum erstenmal in Szene gehen.

— Mainz wird sein nächstes Gastspiel im Neuen Schauspielhaus im Frühjahr 1909 abhalten. Diese wichtige Kunde wird sicher manchen abhalten, inzwischen etwa zu sterben.

— Max Reger, der bekannte geschätzte, ja teilweise überschätzte Münchener Komponist hat vor einiger Zeit einen Ruf als Musikdirektor an die Universität Leipzig als Nachfolger Professor Heinrich Böllners erhalten, der aus unbekanntem Gründen seine sämtlichen Stellen und Ehrenämter niederlegte. Reger hat nun diesem Rufe Folge geleistet und wird zu Beginn des Sommersemesters nach Leipzig übersiedeln. Um seiner dortigen Tätigkeit erhöhten Nachdruck zu geben, wurde ihm an Leipziger Konservatorium gleichzeitig eine sogenannte Meisterklasse eingerichtet, in der Reger nach eigenem System Harmonie und Komposition lehren wird. Mit Regers Abgang wird das Münchener Kunst- und Musikleben wieder um einen interessanten Charakterkopf ärmer.

— Prof. Friedrich Blaz, ein hervorragender Philologe, ist im Alter von 64 Jahren in Halle gestorben. Von seinen Untersuchungen über die griechische und lateinische Sprache und Literatur sind die Schriften über „Die griechische Veredelsamkeit von Alexander bis Augustus“ und das dreibändige Werk „Die attische Veredelsamkeit“ von allgemeinem Interesse. Auch durch zahlreiche kritische Ausgaben griechischer Schriftsteller machte sich Blaz verdient. Besonders ist die Herausgabe der neuerdings wiedergefundenen Schrift des Aristoteles „Vom Staate der Athener“ zu nennen.

— Im Verlag der Firma Maas u. van Suchtelen in Leipzig wird demnächst eine Revue für Internationalismus erscheinen. Vom vorbereitenden Bureau der Stiftung für Internationalismus herausgegeben, soll sie der Diskussion internationaler Organisation auf jedem Gebiete gewidmet sein. Die Revue erscheint gleichzeitig in einer deutschen, englischen, französischen und holländischen Ausgabe.

— Das Schlepptragen auf den Straßen ist in Prag bereits verboten, auch im Budapest Magistat ist jetzt ein ähnlicher Antrag von einem Universitätsdozenten eingelaufen.

— Sven Hedin, der läthne Reisende, ist auf seiner Reise, die vom chinesischen Turkestan quer durch Tibet durch ganz unbekanntes Land führte, in Schigatse am Brahmaputra angelangt. Eine indische Zeitung hat bereits einen Bericht von Sven Hedin erhalten. Danach hat er noch nie so viele merkwürdige Abenteuer erlebt als auf dieser Reise. Er hat zahlreiche unbekannte Seen, Flüsse, Gebirge, Goldfelder entdeckt; die geographischen Resultate seiner Expedition übersteigen jede Erwartung. Vier Seen wurden vom Boot oder Eis aus untersucht, wobei Sven Hedin und seine Gefährten mehrere Male nur mit Gefahr den furchtbaren Stürmen auf dem Wasser entgingen. Am 11. Januar wurde Sven Hedin von einer Horde Tibetener am Ufer des Ngongse Tso aufgehalten, aber nach zwei Tagen wurde ihm die Weiterreise freigestellt.

— Das neu gegründete Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelersforschung wird nach einem Artikel in der „Berl. Akad. Bodenchrift“ als Zentralstelle für die Organisation gemeinschaftlicher Untersuchungen dienen und nicht nur die Fachpsychologen untereinander, sondern auch diese mit den Vertretern der mannigfachen Anwendungsgebiete zu systematischer Arbeitsgemeinschaft verbinden. Das Institut beabsichtigt, insbesondere solche psychologische Ergebnisse zu gewinnen, die auf andere Gebiete des Lebens und Wissens Anwendung gestatten, auf die der Erziehung und des Unterrichts, der Rechtspflege, der Psychiatrie und Psychopathologie einerseits, andererseits auf eine Reihe theoretischer Disziplinen, wie Sprachwissenschaft, Erkenntnistheorie, Ethik, Aesthetik usw. Das Institut wird von einem vom Vorstände der Gesellschaft für experimentelle Psychologie eingewählten Ausschuss geleitet. Gegenwärtig sind vier Arbeiten im Gange: 1. Forensische Probleme der Ausgapsychologie; 2. pädagogische Probleme der Ausgapsychologie; 3. übernormale Begabungen; 4. Entwicklung des kindlichen Denkens und Sprechens. Mit dem Institut ist ein Sammelarchiv verbunden.